

# Hundert Jahre Schweizerfahne

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung**

Band (Jahr): **15 (1939-1940)**

Heft 38

PDF erstellt am: **26.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-712703>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

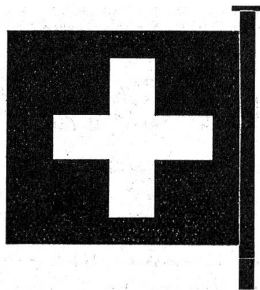
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Hundert Jahre



# Schweizerfahne

21. Juli 1840—1940.

Für den schweizerischen Wehrmann ist der Fahnen- eid zweifellos einer der wichtigsten und erhebendsten Momente seiner ganzen militärischen Tätigkeit, und wenn er im Laufe von Wochen und Monaten durch allerhand Ereignisse und Begebenheiten dienstlicher und außerdienstlicher Natur aus dem geraden Geleise zu werfen gedroht wird, wenn der «Tropenkoller» an seinen geistigen Kräften zehrt und sie zu zermürben droht, dann kann ein Hinweis auf das «Weiße Kreuz im roten Feld», dem er aus tiefster Ueberzeugung treue Heerfolge geschworen hat, wahre Wunder wirken. Diesem Feldzeichen, «das den Sieg behält», will er auf keinen Fall Unehre machen, und im Gedenken an seinen Treuschwur werden Grillen und Sorgen verschuecht, und freudig tritt er wieder in die Reihen seiner Kameraden.

Es ist etwas Eigenartiges um die Schweizerfahne, um den Respekt und die tiefe Ehrfurcht, die jeder- mann, nicht nur der Soldat im Wehrkleid, der sich durch seinen heiligen Schwur an sie gekettet fühlt, empfindet, wenn das weiße Kreuz im roten Feld auf unsern Mobilmachungsplätzen im Winde flattert oder inmitten ausziehender oder aus dem Felde heimkehren- der Marschkolonnen freundlich grüßend und ehrfurchts- voll begrüßt durch unsere Dörfer und Städte zieht. Und es lohnt sich wohl der Mühe, wieder einmal vom Wer- den, von der Geschichte der Schweizerfahne etwas zu sagen, um so mehr, als in diesen Tagen hundert Jahre verflossen sind, da die Fahne in ihrer jetzigen Gestalt zum Bataillonsfeldzeichen des schweizerischen Heeres erklärt worden ist.

Die Schweizerfahne ist so alt wie das Schweizervolk, nur hat sie in bezug auf ihre Form im Laufe der Jahr- hunderte verschiedene Wandlungen erfahren. Die alten Kriegsfahnen der Eidgenossen, die heute noch da und

dort in Museen aufbewahrt werden, gehören, so un- scheinbar und fetzenhaft sie auch aussehen mögen, doch zu den kostbarsten Reliquien unserer Geschichte, denn unter ihrem Wehen haben unsere Vorfahren die Frei- heit erstritten und im Kampfe mit Oesterreich, Burgund und dem Römischen Reiche des Landes Unabhängigkeit und Ruhm begründet und den Ruf von der wilden Tapferkeit unseres Volkes über den ganzen Erdboden verbreitet.

Ursprünglich führten die alten Schweizer, wenn ihre Harste ihrem obersten Herrn, dem deutschen Kaiser, Hilfe leisteten, ein einfarbiges rotes Banner als Zeichen ihrer reichsfreien Stellung, wie es der Schwyzer Dich- ter Meinrad Lienert sagt:

«Sie händ zum Chnüttel griffe,  
Zuem Fändli füürzündrot...»

Wie das weiße Kreuz in das «füürzündrote» Feld hineingekommen ist, erzählt uns der Berner Stadt- schreiber Konrad Justinger in seiner vortrefflichen, aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts stammenden Chro- nik. Schon ums Jahr 800 war die Krone Kaiser Karls des Großen mit einem Kreuz geschmückt, ebenso die Münzen und der Reichsapfel. Auch die Kriegsfahnen Konstantins des Großen führten im blutigroten Felde das Christuskreuz, von dem Eusebius von Cäsarea nach der Legende seinem Kriegsherrn prophezeit haben soll: «In hoc signo vinces — In diesem Zeichen wirst Du siegen.» Dieses Siegeszeichen trugen ebenfalls die Sturm- fahnen der beiden Gegenkönige Albrecht von Oester- reich und Adolf von Nassau in der Schlacht von Göll- heim (1298), wie in der Reimchronik des Ottokar von Steyer geschrieben steht:

«Das Veld in rotter Varb,  
Da inn was enmitten  
Ain weiß Chreucz geschnitten.»

## IM DIENSTE DER HEIMAT

Erzählung aus der gegenwärtigen Grenzbesetzung von Fw. Eugen Mattes

(10. Fortsetzung)

Rasch zog jeder sein Zelt unter dem Tornisterdeckel her- vor und legte es über die Schultern. Das schützte vor dem Aergsten. Im Dunkel formierten sich die Züge und bald ertönte das Kommando zum Abmarsch. Man war mitten in einem Dorf. In den Häusern flammten die Lichter auf. Fensterläden wurden aufgerissen und nötdürftig gekleidete Menschen schauten her- aus, um zu sehen, was es da gebe. Der Schein einer Taschen- lampe geisterte an einer Hauswand hinauf und beschien einen kurzen Augenblick eine schöne Mädchengestalt, die an einem Fenster stand und sich sofort abwandte. Ruedi sah sie noch eben davoneilen. Dann war es wieder dunkel. «Unser Kanton- nement ist die Turnhalle», hörte er Leutnant Bärwart sagen. Eine Turnhalle gab es noch in diesem Ort. Dann war es nicht so schlimm. Vor einem dunklen Gebäude wurde haltgemacht. Korporal Hoch öffnete die Türe und drehte das Licht an. Es sah nicht sehr einladend aus in dieser Turnhalle. Das Gebäude war ein gut gebauter Schopf. Balken, die aus einem Abbruch stammen mochten, wurden da aufbewahrt und zwischen einigen Turngeräten lagen Sandsäcke und Ziegel herum. Alle waren enttäuscht. Sie hatten sich unter einer Turnhalle etwas ganz anderes vorgestellt. Aber da half kein Besinnen.

Es galt, das Lokal zu räumen und in ein Kantonnement zu verwandeln. Die Säcke wurden abgelegt und jeder griff zu. Bald waren alle an der Arbeit. Ruedi ging mit einem Besen den Spinnweben zu Leibe, die sich überall mit großer Frei- heit in den Winkeln und Ecken breit machten. Leutnant Bär- wart stand mitten im Trubel und maß mit kritischen Blicken den Raum.

«Mich wundert, wie ich hier 70 Mann einquartieren soll», brumnte er mißmutig. «Bieridee, saublöde.»

«Das Gebälk ist gut. Hier ließe sich ohne Schwierigkeit ein Stockwerk einbauen», warf Fredy ein, der eben in der Nähe stand. Bärwart, in Zivil Architekturstudent, besah sich die Sa- che und sprach: «Die Idee ist gut, Ruegg. Aber woher Holz nehmen?»

«Das werden wir morgen der Gemeinde abzuknöpfen ver- suchen», mischte sich Korporal Hoch ins Gespräch. «Schließ- lich muß man etwas unternehmen, wenn soviel Leute hier her- ein müssen.»

«Gut! Ausführen! Aber beizeiten, Hoch. Wenn die Leute merken, was sie alles schwitzen müssen fürs Militär, werden sie geizig, ich kenne das. Es ist keine Kleinigkeit, tausend Mann in diesem Kaff unterzubringen. Es hat ja nicht einmal so- viel Einwohner. Der Gemeinderat wird graue Haare kriegen, bis alles klappt. Nun aber macht, daß ihr ins Nest kommt.»

Bärwart ging und grinste. Die Soldaten schlugen die Ab- sätze zusammen und jeder suchte ein Plätzchen, um sich nie- derzuliegen, aber alle hatten mit dem besten Willen nicht Platz

Als die Schwyzer 1298 ihrem Herrn, dem Kaiser Rudolf von Habsburg auf einem Heereszug nach Burgund Gefolgschaft leisteten, soll er ihnen aus Dankbarkeit «das Heilig rich» an die obere rechte Ecke ihres Fähnleins geheftet haben, oder wie Konrad Justinger erzählt, daß «die von Switz vor alten Zeiten taten ein gros hilf einem römischen Künig gen Eligur (Héricourt) und des weges hin, und warent do so manlich, daz inen der Künig gab an ir roten panner daz heilig rich, daz ist alle Waffen und Instrument der heiligen marter unsers herrn Jesu Christi». Diese Auszeichnung war für die alten Schweizer um so bedeutsamer und willkommener, als sie ja gewohnt waren, «vor der Schlacht ihre Knie zu beugen und zu Füßen ihrer Ehrenzeichen zu beten». Das Christuskreuz sollte sie im Schlachtgetümmel daran erinnern, daß es nicht nur ein Blut zu vergießen gilt für Ehre, Ruhm, Landgewinn und Geldvorteil, sondern auch eines, das vergossen wurde zur Erlösung aller Menschen, aus Sünde und Schuld, Haß und Mißtrauen.

Vielgestaltig in Form und Farbe waren die Kriegsfahnen der alten Eidgenossen. Wenn die Obrigkeit bei drohender Kriegsgefahr oder auf beschlossenen Kriegszug hin ein *Aufgebot* erließ, so erging durchs ganze Land die Lärmtrommel, von den «Chutzen» loderten die Feuer, und nach der Erfindung des Schießpulvers erdröhnten von den Burgen und Schlössern die «Loschüsse». Ohne Verzug strömte die waffenfähige Mannschaft der Städte, Dörfer, Territorien, Talschaften und Vogteien mit ihren Pannern, Venlein, Schützenfähnchen oder Rennfähnchen auf den Sammelplatz, wo sich die verschiedenen Panner oder Fahnenengenschaften unter das obrigkeitliche Panner stellten. Mit Eifersucht hielt auch das kleinste Kontingent streng darauf, daß seinem Panner oder Fähnlein sowohl auf dem Marsche als auch in der Schlacht die ihm zukommende Ehre und Rangordnung zuteil werde, was für die Anführer meistens eine recht mühselige, oft schikanöse und zeitraubende Arbeit bedeutete. Da wollte eine Pannerschaft das urkundliche Recht besitzen, in die Vorhut gestellt zu werden, andere wollten im Gewalthaufen, noch andere in der Nachhut sein, die einen auf dem rechten, die andern auf dem linken Flügel kämpfen usw. Mit diesem Geschäft vertrödelten z. B. die Eidgenossen vor der Schlacht bei Murten den ganzen Vormittag im

Walde von Galmiz bei strömendem Regen, obwohl es sich nur um die Bildung von drei Schlachthaufen handelte. Ein Wald von Fahnen mit allen nur möglichen wilden Tieren bemalt, flatterte über diesen Carrés, so daß man das Hauptpanner mit dem Bären, wie auch diejenigen der übrigen sieben eidgenössischen Stände nur mit Mühe unterscheiden konnte. Von der Unzahl der Fahnen und Fähnchen kann man sich einen Begriff machen, wenn es heißt, daß dem Berner Bär allein nicht weniger als 48 Spezialpanner folgten. Es bestand deshalb die Verordnung, daß mit Beginn der Schlacht alle «Ehrenzeichen» der untertänigen Städte, Landschaften und Vogteien «unterschlagen», d. h. aufgerollt werden mußten und nur noch die Fahnen der souveränen und diejenigen, der mit ihnen verbündeten selbständigen Orte durften offen getragen werden. Um den Fahnwald zum vornherein nicht allzu üppig ins Kraut schießen zu lassen, kam es etwa vor, daß die kriegführende Obrigkeit ihren Städten und Landschaften schrieb, sie sollten nur ihre Panner und Fahnen daheim lassen, damit sie nicht brauchten «unterschlagen» zu werden. Dies tat z. B. im Jahre 1536 der Berner Schultheiß Hans Franz Nägeli, als er einen Auszug von 5000 Mann aufbot zur Eroberung der Waadt. «Uewer Zeichent sollent ir deheime lase.»

Zwischenhinein sei die interessante Tatsache festgehalten, daß nicht nur die Eidgenossen das weiße Kreuz in ihrem roten Fahnenfelde führten. Die meisten schweizerischen Fahnenansammlungen und vor allem die Diebold Schillingschen Bilder beweisen, daß nicht selten auch in den Reihen der Feinde, gegen die die Eidgenossen kämpften, das weiße Kreuz im roten Felde zu sehen war. So befindet sich im Schulhaus von Dieße auf dem Twannberg eine quadratische Fahne mit durchgehendem weißem Kreuz im roten Feld, die die Krieger Gemeinde in der Schlacht von Murten den Burgundern abgenommen haben. Eine gleiche Fahne wird im Historischen Museum in Solothurn aufbewahrt als Siegestrophäe aus der Schlacht bei Dornach. Ferner führten St. Ursus, der Schutzheilige von Solothurn, Mauritius und Viktor von der Thebäischen Legion, die Mönche des Johanniterordens und selbst St. Georg, der Drachentöter, das weiße Kreuz im roten Feld als ihr Ehrenzeichen.

(Fortsetzung folgt.)

und draußen liegen konnte man nicht bei diesem Wetter. Obwohl die Soldaten lagen wie in einer Sardinenbüchse, Hoch, Fredy und Ruedi mußten sehen, irgendwo eine andere Schlafstätte aufzutreiben.

«Wenn nur eine Wirtschaft in der Nähe wäre», sagte Ruedi. «Ein warmer Kaffee würde gut tun.»

«Du nimmst es mir aus dem Maul», lachte Hoch. «Ich sah da weiter oben im Vorbeigehen so etwas. Wir wollen einmal nachsehen, vielleicht haben wir Glück.»

«Kommst auch mit, Fredy?», wandte sich Ruedi an seinen Kameraden.

Fredy, der wie Ruedi wohl gesehen, zugunsten eines andern auf seinen Platz verzichtet hatte, nickte nur mit dem Kopf.

Bald war die Wirtschaft gefunden, aber sie war zum Platzen voll von Offizieren, Unteroffizieren und Meldeläufern, die noch zu tun hatten.

Eben wollte Hoch, der vorangegangen war, kehrt machen, als die Stimme Bärwerts ertönte: «Hoch, Rüegg, Gerber, daher!»

«Dort hinten in der Ecke hat es noch ein Plätzchen, wenn ihr euch ein wenig schmal macht. Außerdem gute Fliegerdeckung.» Damit machte er eine bezeichnende Bewegung gegen den Tisch hin, wo der Bataillonsstab sich niedergelassen hatte. Lachend zogen sich die drei in den bezeichneten Winkel zurück.

«Oha, Polsterbänke gibt es hier noch», lachte Hoch, indem er sich niederließ. «Feudal, fast zu nobel für uns Soldaten.»

Der heiße Kaffee tat gut. Draußen hörte man eine Wagenkolonne vorüberfahren. Der Trainoffizier, ein witziger Appenzeller, der wegen seiner Aehnlichkeit mit Napoleon nur «Näppi» genannt wurde, trat ein. Tropfnaß wie er war, meldete er dem Kommandanten die Ankunft der Trainkolonne, die schon zwei Tage unterwegs war. Diese armen Teufel, die Führer und Trainsoldaten, hatten einen strengen Marsch durch Sturm und Regen hinter sich.

Die Uhr wies die 3. Morgenstunde. Die Wärme und der Tabakqualm machte die Männer schläfrig. Unbemerkt fielen Ruedi die Augen zu. An Fredy gelehnt schlief er bald tief und fest. Auch Hoch war eingenickt und schmarchte, den Kopf neben dem leeren Kaffeeglas auf den Tisch gelegt, wie eine Sägemühle. Nur Fredy wachte bei seinen Kameraden und sann vor sich hin. Die Wirtsstube leerte sich langsam und Fredy legte die beiden Schlafenden auf die Polsterbank, bat sich vom Wirt zwei Decken aus und deckte sie zu. Erst als der fahle Schein des beginnenden Tages durch die Fenster fiel, weckte er sie wieder. Schlaftrunken führen sie auf.

«Es wird Zeit zur Tagwache», mahnte er leise.

«Wenigstens doch noch ein paar Stunden im Trockenen geschlafen», sagte Hoch. «Es war gar nicht so übel auf diesem Polster.»

Eine schlechte, verbrauchte Luft war im Lokal und die drei beeilten sich, hinauszukommen.

Die Behörden von Irgendwo hatten das Holz für den Ausbau der Turnhalle zur Verfügung gestellt. Unter den Kanonieren